

Die alten Häuser am Giessereiweg in Bern

Autor(en): **Lerch, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 20

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641338>

Nutzungsbedingungen

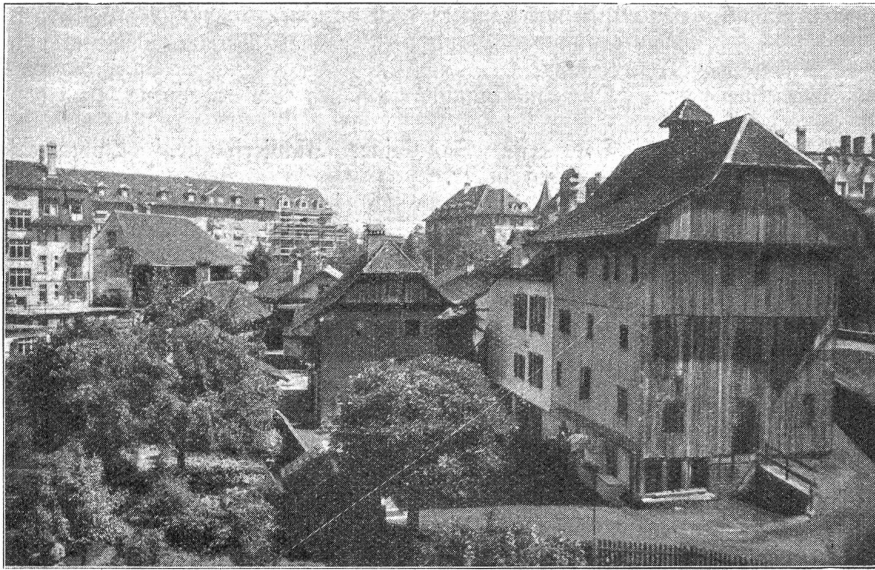
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Rechts K pferhaus mit Tr ckneturm, in der Mitte das Haus der Henziverschw rung.

Die alten Häuser am Giessereiweg in Bern.

Wer ein Stück heimelig-altertümliches Bern sehen will, braucht es nicht unedingt in der untern Stadt, an der Matte oder zwischen Zeitglocken und Bahnhof zu suchen. Mitten zwischen neuzeitlichen Wohnpal sten und gro gewerblichen Unternehmungen birgt das S dwestquartier solch ein Kleinod aus entschwundenen Tagen. Im Winkel zwischen Monbijou- und Wabernstra e, in einer auffallenden Bodensenkung, stehen ehrwürdige alte Bauten. Es geht die Rede, daß sie demnächst abgebrochen werden sollen. Daher sei es uns gestattet, kurz in Erinnerung zu rufen, was diese stummen Zeugen vergangener Zeiten gesehen an Freud und Leid. Die hübschen Bilder, Aufnahmen des bekannten Heimatschutzfreundes Albert Stumpf, mögen das geschriebene Wort unterstützen und manches besser sagen, als es diesem möglich ist.

*

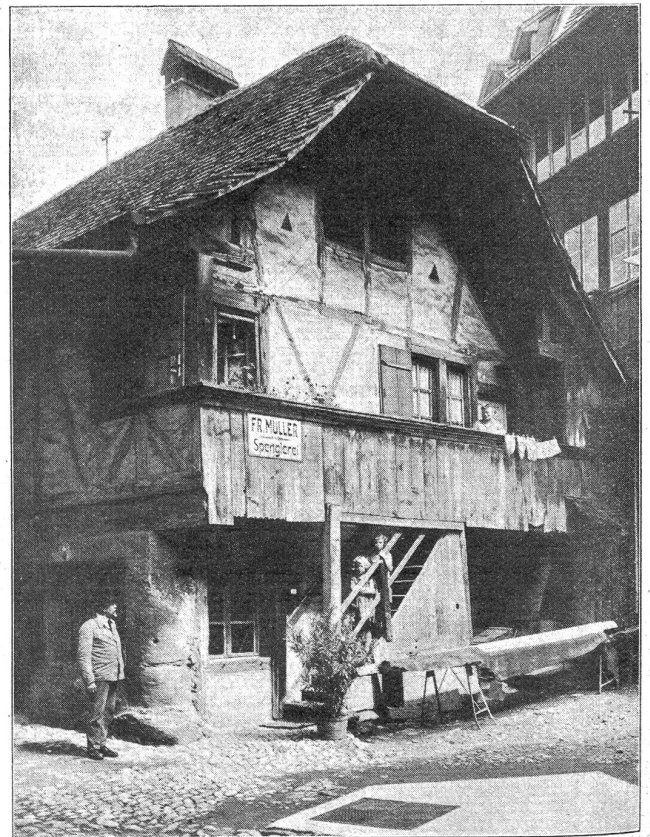
Es gab eine Zeit, da wohnte hier, inmitten ruhiger, grüner Wiesen und Hänge, das Glück, das Behagen, vornehm-heiterer Lebensgenuß. Der Mann, der einen Teil der Häuser, Scheunen und Werkstätten sein eigen nannte; der seine Mußestunden zu fröhlichem Weidwerk benützte; dem, wenn er in Geschäften die nahe Stadt betrat, manch angesehenen Mann die Hand drückte — Johann Friedrich K pfer — betrieb hier (wie vor ihm schon, und nun auch noch gleichzeitig mit ihm, sein Vater) die Fabrikation der damals als großer Modeartikel sehr beliebten Indienne. Genauer: er bedruckte den von anderer Seite im Lande selbst, unter wirksamem Schutze der Obrigkeit, hergestellten Baumwollstoff mit bunten Bildern. Zu Hunderten lagen die verschiedensten Druckplatten aufgestapelt. Der hohe Holzbau am westlichen Ende des heutigen Wohnhauses Emch diente als Tr ckneraum, wo die langen Stoffst cke nach dem Drucke und der dazugehörenden chemischen Behandlung aufgehängt wurden. Dieses nämliche Gebäude hat in einer finstern Tragodie des alten Bern — der Henziverschw rung oder dem Burgerl rm — eine bedeutsame Rolle gespielt.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war Bern eine regelrechte Erbmonarchie geworden. Die tatsächliche Staatsgewalt lag in den Händen von etwa einem Duzend patrizischer Familien. Wurden durch Tod oder Rücktritt Stel-

len im Großen Rate oder den angesehenen Beamtungen frei, dann wußte man im kleinen Konventikel der Regierenden in geschickter Weise S hne, Schwiegersöhne, Neffen, Bettern auf die leergewordenen Sessel zu schieben. Regimentsf hig — zur Teilnahme an den Staatsgeschäften und den daraus fließenden erklecklichen Einnahmen berechtigt — waren theoretisch noch zahlreiche andere Geschlechter, wurden aber einfach immer wieder übergangen. Die Gesamtheit der Stadtbewohner, die noch im 16. Jahrhundert ein gewichtig Wort mitzureden gehabt, sah sich in politischen Dingen überhaupt völlig lahmgelegt.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni 1749 waren im Tr ckneturm im Montillon oder Sulgenek — wie man damals noch sagte — dreizehn Männer versammelt, die sich unter geheimnisvollen Vorsichtsmaßnahmen zusammengefunden hatten. Vier Stunden lang berieten sie in begeistertster Erregung.

Auf dem Tische lagen die Pistolen des Hausherrn. „Ich kann für meine 15 Arbeiter aufstehen“, verhie  er zuversichtlich; „von ihnen macht der letzte Mann mit. Und nun — auf gut Gelingen sende ich einen Trunk. Wohl bekomms!“ Und ein zuversichtlicher Blick glitt hinüber zu dem jugendlich elastischen Führer der Versammlung, dem Hauptmann Samuel Henzi.



Altes Haus am Giessereiweg. Wohnstock aus dem 17. Jahrhundert.

Um die Mittagszeit des 4. Juli aber holten die H scher den Indiennedrucker K pfer aus seinem schönen Heim und brachten ihn in den Kerker. Den fast völlig zur Reife gediehenen Plan hatte ein Mitwisser, der Theologiestudent

Friedrich Ulrich, nachmals Pfarrer in Signau, einem Mitgliede der Regierung verraten ...

Zwei Wochen später starben die drei Häupter der Verschwörung, Henzi, Fueter und Wernier, auf dem Schaffot. Daß Rüpfer nicht gleich ihnen das Leben lassen mußte, hat schon den Zeitgenossen Anlaß zu allerhand krausen Vermutungen gegeben: da spielten edle Fräulein, verummte Nachtgestalten und wunderkräftige Heiltränke ihre Rollen. In Wirklichkeit hatte Rüpfer die Schonung seines Lebens wohl seiner allgemeinen Beliebtheit zu danken, nebst dem Umstande, daß er selber niemand zur Verschwörung angeworben und sonst einen stillen, ehrbaren Lebenswandel geführt hatte. Immerhin: einer der am meisten Beteiligten, entging er der Rache der beleidigten Gnädigen Herren nicht. In der Morgenfrühe des 13. August verließ er mit mehreren Schicksalsgenossen, als auf ewig aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft Verbannter, seine Vaterstadt.

Er fand, fern von den Seinen, in Lörrach eine neue Heimat und betrieb in späteren Jahren dort wieder eine Indiennefabrik. Leider können wir hier nicht auf seine weiteren Schicksale — ein Versuch der Rechtfertigung der Verschwörer durch die Presse; eine vielfädige Spionagegeschichte — eintreten. Rüpfer starb in Lörrach im Jahre 1766, dem siebzehnten seiner Verbannung.

Die Fabrik war nach dem unglücklichen Ausgang der Verschwörung von der Ehefrau Rüpfers, seit 1757 von seinem Sohne Daniel Friedrich, seit 1762 von dessen Witwe weitergeführt worden und fiel 1766 an eine Tochter Johann Friedrichs, Frau Gaudard, und an das kränkliche, zehnjährige Töchterchen Daniel Friedrichs. Trotz allen Bemühungen des tüchtigen Geschäftsführers de Trey ging es, nach einem anfänglichen Aufschwung, mit der Fabrik immer mehr bergab. Die jugendliche Alleinhäberin starb 1776; das Geschäft fiel in Geltstag. In den Räumen der Indienne-druckerei richtete 1793 ein gewisser Brand aus Murten eine Tapetendruckerei ein, die sich nur wenige Jahre halten konnte.

Die traulich gefellte Gebäudegruppe hat seit jenen Zeiten immer dem Gewerbe gedient. Größere und kleinere Unternehmungen lösten einander ab. Da waren Wagner- und Schmiedewerkstätten; da wurden Baumwollfasern zu Watte verarbeitet; da war eine chemische Fabrik, die Schuhwische, Zahnpasta und dergleichen herstellte — nicht zu vergessen die Rößlimühle und besonders das Unternehmen, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts geblüht und dem Wege in der Bodensenkung den Namen gegeben: die Gießerei Jakobi. Heute finden wir hier die Mühlen-, Sägen- und Aufzügebauwerkstätten Emch & Cie., eine Schmiede, eine Kolladenfabrik und eine Malerwerkstatt — diese in den Räumen, da einst Henzi mit seinen Genossen zu mitternächtlicher Stunde getagt und den Eid unverbrüchlichen Zusammenhaltens geschworen ...

Nun sollen sie also den Forderungen der Neuzeit weichen, das Graveurstöckli, das Trödnehaus, die Rößlimühle, das rote Haus, das Calandrestöckli (einst Spezereistampfe), das Farbhaus und wie sie alle heißen. Wenn nur nicht an ihre



Gesamtansicht. Der hübsche Riegelbau rechts ist die Rösslimühle. Links aussen, etwas versteckt, das Kupferhaus.

Stelle moderne Wohnkafernen jener Art treten, wo männiglich sich gegenseitig in die Töpfe guckt, wo man alle Familiengeheimnisse aller andern kennt, wo dicke Freund- und Brüderchaft mit einem Hasse abwechselt, wie er nur Nachbarn eigen sein kann!

Der betriebsame Winkel am Gießereiweg war immer ein Kinderparadies, das seinesgleichen suchte. Wohl nirgends konnte man so unbesorgt auf Brettern, Balken und dergleichen herumklettern und herumturnen, fand man Schlupfwinkel und Winkelchen gegen Regenwetter und müterlichen Zorn, gab es Eden und Eklein, wo man sich eine ganze, reiche Welt im Spiel aufbauen konnte. Die Buben raunten von einem grauig-düsteren, unterirdischen Gange, den sie entdeckt hatten — und einige Schritte weiter winkten Bäume mit dicken Nesten, an denen es sich, just über den Wellen des Sulgenbaches, herrlich schaukeln ließ. Gab es auch mal ein unerwartet Bad — was schadete es?

Fürwahr, er hatte seine eigene Poesie, der Gießereiweg, und mit stiller Wehmut werden die einstigen Kinder des verträumten Winkels sein Verschwinden sehen. Denn das Völklein da unten war sekhast wie selten anderswo. In den bescheidenen Wohnstöcken, die wohl noch die Zeiten des Bauernkrieges erlebten, gingen die selben Leute jahrzehntelang aus und ein. Man war mit seinem Sulgenbach, wie der Ort jetzt hieß, geradezu verwachsen. Und lustig genug: auch hier gab es ein Hüben und ein Drüben, schied sich das Jungvolk in örtlich abgegrenzte Lager. Mußte ein Mägdelein aus der westlichen Häusergruppe auf eine Beforgung aus, dann schoß es in ängstlichen Galoppsprüngen an der Rößlimühle vorbei. Denn die drüben ließen keine Gelegenheit ungenützt, ein Nachbarlein, wenn man es erwischen konnte, zu „tschuppen“.

So werden sie denn verschwinden, die Räume, die einst die zierliche Schönheit des Rokoko erfüllte; es weicht die Klausel des begnadeten Künstlers Musikdirektor Reichel, unter dessen Taktstock einst die Liedertafel Erfolge erungen und der seine Söhne, hervorragende Rechtsgelehrte, in hohen Stellungen gesehen; es weicht die Rößlimühle, deren hohes Dach mehr denn einmal, wenn der rote Hahn krächte, un-

erschrockenen Feuerwehrmännern zu halsbrecherischen Turnerkunststücken gedient — das nämliche Dach, unter dem einstmals Staatschreiber Ristler aus- und einging, immer ein fröhlich Scherzwort für die Kleinen der Nachbarschaft bereithalternd ...

Und dem Freunde alter Schönheit bleibt nichts weiter übrig als ein bedauerndes Geschehenlassen und ein stilles Gedenken: „Du liebes, altes Bern!“ C. Lersch.

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Hg.

12

Die Reise an die See — für Mie ans Ende der Welt — war beschlossene Sache. Sie mußte sich fügen. Doch ohne Abschied vom Geliebten wollte sie nicht fort. Unter dem durchsichtigen Vorwand einer Rücksprache mit Professor Fench setzte sie's durch, daß die Mutter sie in die Stadt mitnahm und beide Augen zudrückte, als die Tochter an der Kirchgasse sich plötzlich von ihr trennte.

„Ich kann's ja vor mir selber nicht verantworten. Aber hüte dich vor unbedachten Streichen. Der Vater würde dich mit der Polizei holen lassen!“ warnte die unfreiwillige Komplizin.

Es war der schwerste Weg, den Mie bisher im Leben gegangen. Nicht nur das Trennungsweg zerriß ihr das Herz, auch ein furchtbarer Zweifel erschwerte ihr den Gang. Des Vaters Wort: „Der Kerl prahlt mit deinen Briefen an Wirtstischen herum!“ sah ihr als Widerhaken im Fleisch und Schmerzte entsetzlich. Sie konnte die häßliche Anschuldigung nicht nur so unter den Tisch wischen. Hatte die hingebende Liebe des Schloßfräuleins den Geiger eitel, übermütig gemacht? O, er war gewiß kein schlechter, aber wohl doch ein recht leichtsinniger Mensch! Mit Bestürzung dachte sie jetzt an den Stoß von Liebesbriefen aus aller Mädchen Länder, den er ihr eines Tages lachend vorzeigte. Damals hatte sie lediglich Genugtuung darüber empfunden, einen so vielbegehrten Mann ihr eigen zu nennen. Was bedeuteten ihm nun aber ihre Herzensergüsse? Dienten sie ihm wirklich auch nur zu solch würdeloser Prahlerei, mochte er ihr Vertrauen so häßlich mißbrauchen?

Mit gepreßter Kehle, zitternden Knien stieg sie die dunkle Treppe des verwitterten Hauses hinauf. Oben wurde sie von seiner Wirtin, einer widerlichen Kuppelliese, empfangen, die gerade den Schrupper handhabte, bei Mies unverhofftem Erscheinen jedoch alles hinwarf, einen verdächtigen Eifer an den Tag legte und überlaut ihr Erstaunen kundgab: „Ei, das gnädige Fräulein! So früh schon zur Musikstunde? Was machen wir da? Ich glaube, der Herr Konzertmeister ist noch gar nicht aufgestanden. Wollen Sie nicht so lange in meiner Stube warten?“

Ohne die Antwort abzuwarten, die Hände an der schmutztriefenden Schürze trocknend, öffnete sie eine Türe und stieß den Gast förmlich über die Schwelle, um dann gleich wieder zu verschwinden. Mie hörte mit angehaltenem Atem, wie das garstige Weib an Himmelbachs Tür anklopfte und mit unterdrückter Stimme meldete: „Herr Himmelbach, Ihre Schülerin ist da. Soll sie vielleicht lieber am Nachmittag kommen?“

Aller Rücksichten überdrüssig, rief Mie zornig aus: „Das geht doch gar nicht. In drei Stunden muß ich auf Wochen verreisen.“

Gleich darnach kam jedoch der Herr Konzertmeister ziemlich verdutzt zum Vorschein. Er steckte richtig noch im Schlafanzug und sah dazu nichts weniger als ausgeruht aus. Die Morgentoilette war über einige hastige Bürstenstriche anscheinend noch nicht hinausgediehen, und der seidene

Pyjama strömte ein Parfüm aus, vor dem die Besucherin unwillkürlich den Atem anhielt.

„Verzeih, Mie! Ich mußte ja nicht ... ich habe dich natürlich so früh nicht erwartet. Ist was passiert?“ fragte er leise, die Stubentür vorsichtig zuriegelnd.

„Ja doch! Ich muß dich unbedingt sprechen. Kann es nicht lieber in deinem Zimmer geschehen?“

Er drängte sie resolut nach dem wackligen, zerklüfteten Kanapee.

„Nein, das geht leider nicht. Wir sind hier ja völlig ungestört. Du mußt nämlich wissen.“

Mie wurde mit jeder Sekunde ängstlicher zu Mute. Er mußte sie fast mit Gewalt zu sich herunterziehen.

„Wie merkwürdig. Warum denn auf einmal nicht?“

„Weil ... ich habe gestern ... es fand nämlich noch eine kleine Nachfeier statt. Da hab' ich in früher Morgenstunde den — den Zöpfl, der nicht mehr ganz auf dem Posten war, mit mir geschleppt. Der liegt nun drüben und schnarcht. Es geht wirklich nicht. Ich kann ihn jetzt unmöglich hinauswerfen.“

Das sagte er aber nicht zu ihr, sondern unter Zittern und Frösteln zu einer imaginären Drittperson, die vor ihm in der Luft zu schweben schien. Er war unerträglich. Mie wurde von einer heftigen Uebelkeit befallen. Und als er, gleichsam in blasser Erinnerung der Pflichten eines galanten Liebhabers, den Arm um ihren Hals legte und sie an sich ziehen wollte, sprang sie entsetzt auf und wies ihm eine Miene des Abscheus, des lebhaften Mißtrauens zu.

„Pfui, wie siehst du denn aus und was hast du bloß an dir? Das ist ja ein unausstehliches Parfüm. Wasch dich doch und zieh dich an.“

Sie konnte nun die niederschmetternde Wahrheit schon fast mit den Händen greifen und wagte doch nicht, den letzten Schluß zu ziehen. Das harte Wort: „Du hast eine andere bei dir!“ ballte sich in ihrem Halse zum Kloß, an dem sie zu ersticken drohte.

Da machte der Geiger der peinlichen Szene selbst ein Ende. Ein kaltes, kantiges Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln, brach als blutiger Hohn aus seinen müden Augen.

„In Gottesnamen denn, wenn du's durchaus wissen willst ... Meine Frau ist gestern abend unerwartet eingetroffen. Als ich in der Frühe nach Hause kam ... Na ja, den Rest wirst du dir wohl selbst zusammenreimen können! Hergebenen hab' ich sie wahrhaftig nicht. Nun verachte mich, beschimpfe mich, sage dich los von mir. Ich kann's nicht ändern!“

Längelang warf er sich hin, hielt den Kopf in beiden Händen und starrte nach der Decke, ob sie nicht bald niederstürzen und seine Schande begraben wolle.

„Dann will ich nur gleich wieder gehen!“ hauchte Mie sterbensmatt. Ohne die Stütze des Stuhls wäre sie gleich zusammengebrochen. Das Zimmer drehte sich mit ihr. Er sprang schnell auf und nötigte sie, sich hinzusetzen. Erst jetzt fiel ihm auf, daß sie ein graues Reisekleid trug und wie eine englische Lady aussah. Hut, Strümpfe, Schuhe — alles von gleicher Farbe, stilvoll, vornehm, von herüderender Eleganz. Zwingend drängte sich ihm der Vergleich mit der andern auf, die drüben ungepflegt, dick, träge, rechthaberisch seiner harte — Mutter seiner Kinder, zu der und zu denen er gekommen war wie ein Durstiger zu seinem Rausch. Ach, ein kurzer Rausch, ein langer Kagenjammer! Kaum mehr Mittelde kannte er für sie, nachdem ihr Liebreiz so rasch verblüht, ihre Natur im niedrigsten Magdtum stecken geblieben war. Um ihrerwillen eine schwärmerische, anbetungswürdige Geliebte zu verlieren — schon der Gedanke erfüllte ihn mit Haß und Wut.

„Nimm es nicht so tragisch, liebe Mie. Sie bleibt ja nur zwei Tage. Ich sorge dafür!“ bestürmte er ihren fliehenden Blick. „Warum willst du verreisen? Wohin? Und auf wie lange denn? Sage mir doch, was geschehen ist!“